



Was bleibt von der Literatur der DDR?*

Wolfgang Emmerich (Bremen)

Mein Land ist mir
zerfallen.
Sein' Macht ist
abgetan.
Ich hebe, gegen allen
Verstand, zu klagen an.

Jürgen Rennert**

Eine Bildbeschreibung: Albrecht Dürers *Melencolia I*

Dürers berühmter Stich *Melencolia I* aus dem Jahre 1514 zeigt eine mächtige, geflügelte, blätterbekränzte Figur, den Kopf in eine Hand gestützt – die klassische topische Haltung des Melancholikers –, in der anderen Hand einen Zirkel, das Instrument, mit dem die Welt *more geometrico* vermessen und abgebildet wird. Der Blick der allegorischen Figur ist zwar klar, aber objektlos. Das Ziel ist ihr offenbar abhanden gekommen. Um die Figur der *Melencolia* herum „ein Chaos

* Bei diesem Beitrag handelt es sich um die unveränderte Wiedergabe eines Referates auf dem internationalen germanistischen Symposium „Tendenzen und Aussichten der deutschen Literatur seit der Wiedervereinigung“, das das Institut für Deutschlandforschung der Seoul National University am 19. März 1993 im Hoam-Haus an der Seoul National University veranstaltet hat.

** Das Motto aus: Jürgen Rennert: Mein Land ist mir zerfallen. In: *Neue Deutsche Literatur* 38 (1990), H. 4, S. 132.

von Dingen. [...] alles ungenützt, unordentlich, zerstreut“¹⁾: Säge, Hobel, Richtscheit, Kneifzange, Kugel, Mundstück, Nägel und so weiter; dazu eine Waage, eine Glocke, ein Stundenglas, ein Rhomboeder (ein Felsklotz, kaum und jedenfalls nicht erfolgreich behauen). An Lebewesen: ein mit sich selbst beschäftigter Putto und ein Hund, der traditionelle Begleiter des Melancholikers. Zwischen Vordergrund und Hintergrund: eine Leiter, aber sie führt nirgendwohin. Im Hintergrund: ein unbefahrenes Meer, Land und Siedlung, darüber ein Himmel mit Regenbogen und Komet, von dem weg ein fledermausähnliches Fabelwesen fliegt, die Banderole „Melencolia I“ vor sich hertragend. Die Melancholie: Das ist die seelische Verfassung des unbehausten, enttäuschten, heillosen, vom Scheitern gezeichneten Menschen, wissend und blicklos zugleich. Vieles kann gescheitert sein: das System, aus dem heraus das Leben – *more geometrico* – gedeutet und bewertet wurde, der eigene Lebensplan, Träume und Hoffnungen. Der Ort der Melancholie, der *locus melancholicus*, ist die Einsamkeit, die Leere, die freilich auch aus dem Chaos der unnützen, nicht (mehr) verwendbaren, ja: nicht einmal mehr deutbaren Dinge bestehen kann. Durch die Erde geht ein Riß, und es ist derselbe Riß, der auch durchs Subjekt geht: Die wider Willen wahrgenommene Wirklichkeit und das Begehren des Individuums wollen nicht mehr zusammenkommen. Das ist eine Grunderfahrung des modernen Intellektuellen und Künstlers, das ist – so meine These – inzwischen auch die Grundverfassung vieler (der

1) H. Wölfflin: Die Kunst Albrecht Dürers (1905). München 1964, S. 204
 - Meine Bildbeschreibung ist vor allem der vorzüglichen Studie von H. Böhme: Albrecht Dürer. Melencolia I. Im Labyrinth der Deutung. Frankfurt 1989, verpflichtet.

sog. „interessanten“) DDR-Schriftsteller. Dem Melancholiker, so schreibt Helmut Dubiel,

will mißlingen, was der Maniker übertreibt, nämlich die Ablösung der libidinösen Energie von dem geliebten Objekt. Statt sich der Realitätsprüfung zu stellen, zieht sich das frustrierte Ich auf sich selbst zurück und sichert seine Bestände.²⁾

Mag Dubiels psychologische Terminologie fragwürdig sein, seine Beschreibung ist erhellend. Das geliebte Objekt des DDR-Autors: Das war der „wirkliche“ (dabei nie wirkliche!) Sozialismus im Gegensatz zum „realen“, eine Utopie, die in immer noch nicht ganz aufgeklärter Weise an der mißgestalteten Wirklichkeit hing – und von der die libidinöse Energie abzuziehen so schwer fällt. Das zeigt zum Beispiel das Gedicht *Das Eigentum* von Volker Braun, eines der aufschlußreichsten literarischen Texte der Wendezeit:

DAS EIGENTUM

Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.

KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.

Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.

Es wirft sich weg und seine magre Zierde.

Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.

Und ich kann *bleiben wo der Pfeffer wächst*.

Und unverständlich wird mein ganzer Text

Was ich niemals besaß wird mir entrissen.

Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.

Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.

Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.

Wann sag ich wieder *mein* und meine alle.³⁾

2) H. Dubiel: Linke Trauerarbeit. In: *Merkur* Nr. 496 (H. 6/1990), S. 483.

Volker Braun gehört zum Schlag der trotzigsten, nicht der weinerlichen Melancholiker. Selbstbewußt beharrt er auf der (Idee der) DDR als *seinem* Eigentum – obwohl er doch gleichzeitig kundtut, daßes sich paradoxerweise um ein Eigentum handelt, „was ich niemals besaß“ und „was ich nicht lebte“: das Eigentum an der *Utopie des wirklichen Sozialismus* im Gegensatz zum „realen“. Um einen Phantombesitz handelte es sich also, doch der Schmerz ist wirklich. Was mich interessiert, ist die Genese des *furor melancholicus*. Woher kommt er, und wie ist er entstanden? Und, um die Fragen aus dem deutsch-deutschen Literaturstreit aufzunehmen, welches war und ist sein jeweiliger Standort in den herrschenden Verhältnissen? Um all das begreifen zu können, muß man weit in die Geschichte der DDR zurückgehen.

Affirmation und Familienbände

Hans Joachim Schädlich hat im Sommer 1990 noch einmal die gängige Meinung wiederholt, nach der die Literatur in der DDR „von Anfang an unter dem Zwang des staatlichen Denk- und Sprachmonopols“ gestanden habe. Gewiß, die Zensurfälle um Brecht, Eisler, Uwe Johnson und viele andere bestätigen das. Aber diese Feststellung verhüllt gleichzeitig ein ebenso Wichtiges: nämlich die freiwillige, gläubige, affirmative

3) V. Braun: DAS EIGENTUM. In: *DIE ZEIT*, 10. 8. 1990. Vgl. zu diesem Gedicht auch H. Domdey: Volker Braun und die Sehnsucht nach der Großen Kommunion. Zum Demokratiekonzept der Reformsozialisten. In: *Kommune* 8 (1990), H. 11, S. 67 f.

4) H. J. Schädlich: Tanz in Ketten. Zum Mythos der DDR-Literatur. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. 6. 1990.

Systembindung als Selbstfesselung, die eine Vielzahl von Angehörigen der *zweiten DDR-Autoren-Generation* einging, wohingegen die erste Generation, also Brecht, Becher, Seghers, Zweig und andere, innerlich eine durch ihre frühere Biographie, vor allem das Exil, beglaubigte linke Identität hatten. Es sind die in den zwanziger Jahren geborenen Autoren (Fühmann, Wiens, Kant, Loest, C. Wolf, H. Müller, de Bruyn, Neutsch, Noll, auch Strittmatter oder Georg Maurer, also Ältere, gehören noch hierher) – Autoren, die das NS-Regime und den Krieg als junge Männer und Frauen, oft noch als Kinder, als Soldaten, SA-Leute, Hitlerjungen und BdM-Mädel erlebt hatten, in der Regel als naiv Begeisterte oder als Mitläufer. Ihre Bekehrung erfuhren sie, sofern sie Soldaten gewesen waren, häufig in der Kriegsgefangenschaft oder dann zu Hause. Die Regel ist, daß *ein* Glaube/ein ‚totales‘ Weltbild durch *einen neuen* Glauben/ein neues totalisierendes, geschlossenes Weltbild ersetzt wurde, das des Marxismus. Günther Deicke (1922 geboren) hat das 1988 bestätigt: „Ein westdeutscher Publizist nannte uns ‚Dichter im Dienst‘, und wir wollten das tatsächlich auch sein.“⁵ Eine der wenigen Ausnahmen markierte, schon aufgrund seiner zum einen Teil jüdischen Herkunft, Günter Kunert.

Bemerkenswert und folgenreich ist der psychologische Mechanismus, der diesem Vorgang zugrundeliegt. Am Anfang standen Verstörung, Scham, Erschütterung, Schuldbewußtsein auf seiten der ehemaligen Mitläufer des Nationalsozialismus – und ihnen gegenüber eine Sozialistische Einheitspartei (an ihrer Spitze antifaschistische Widerstandskämpfer und

5) G. Deicke: Die jungen Autoren der vierziger Jahre. In: *Sinn und Form* 39 (1987), H. 3, S. 644.

Exilierte, legitimiert durch entbehrungsreiche KZ- und Zuchthausaufenthalte oder den Verlust der Heimat), die die versöhnende Hand ausstreckte, Absolution erteilte und die ‚Überläufer‘ gleich noch handstreichartig zu „Siegern der Geschichte“ erklärte. Am (vorläufigen) Ende dieses Prozesses steht die freiwilligunfreiwillige Selbstbindung des reuigen Sünders an den Anti-Faschismus als das Gegenteil dessen, dem er einst verfallen war: dem Faschismus, der auch Auschwitz hervorgebracht hat. In diesem Kontext ist Franz Fühmanns vielzitiertes Wort „ich bin über Auschwitz in die andere Gesellschaftsordnung gekommen“ zu verstehen – und es gilt für fast alle Autoren dieser Generation.“⁶ War der Faschismus das Böse schlechthin, so wurde der *Anti*-faschismus (was immer das konkret war) automatisch zum Guten und Wahren, zur ideologischen Klammer, die (fast) alles zusammenhielt.

„Man hätte bei uns Antifaschisten bekämpfen müssen, um den Stalinismus zu bekämpfen“ – auf diese frappierende Formel hat es jüngst Wolfgang Kohlhaase gebracht.⁷ Daraus entstand jene intime, kindliche, familiäre Loyalität, um nicht zu sagen Gefolgschaftstreue, der vom sozialistischen Übervater in Gnaden angenommenen gefallenen Kinder, die für lange Jahre auch die Texte dieser Autoren der zweiten Generation durchzieht. Diesen Sachverhalt hat übrigens nicht erst Frank Schirrmacher in seiner „Studie über den autoritären Charakter“ bei Christa Wolf beschrieben und der Kritik unterzogen⁸ – das hatte schon Christa Wolf selbst

6) F. Fühmann: *Zweiundzwanzig Tage oder die Hälfte des Lebens*. In: ders.: *Das Judenauto* [u.a. Texte]. Rostock 1979, S. 478.

7) W. Kohlhaase in einem Gespräch. In: *die tageszeitung* (Ausgabe Bremen), 17. 6. 1990.

mehrfach besorgt: in *Kindheitsmuster*, in dem verhöhten Text *Was bleibt* selbst und in einem öffentlichen Gespräch 1987 mit den folgenden Sätzen:

Meine Generation hat früh eine Ideologie gegen eine andere ausgetauscht, sie ist erst spät, zögernd, teilweise gar nicht erwachsen geworden, will sagen, reif, autonom. Daher kommen ihre – unsere Schwierigkeiten mit den Jüngeren. Da ist eine große Unsicherheit, weil die eigene Ablösung von ideologischen Setzungen, intensiven Bindungen an festgelegte Strukturen so wenig gelungen ist, die Jungen so wenig selbständiges Denken und Handeln sehen und daher keine Leitfiguren finden, auf die sie sich verlassen können. So holt uns, im Verhältnis zu den Jungen, unsere nicht genügend verarbeitete Kindheit wieder ein.⁹

Auch Volker Braun erinnert in seinem Rimbaud-Essay von 1984 an die Staats- und Parteiführung als an eine gestrenge Erzieherin, eine „Gouvernante, die uns ihre Liebe verbarg“ und „Muttersöhnchen des Sozialismus“ zeugte¹⁰, und bei Biermann heißt es im August 1990 rückblickend:

Wir waren verfilzt, verfilzt und hochverschwägert mit unseren Widersachern. [...] Die tiefen familiären Kontakte zu unseren Todfeinden nahmen nie ab, weil wir den Widerspruch alle in uns selber trugen. [...] Und aller Haß, das Gift, die Galle kamen auch aus dieser familiären Verklammerung mit unseren Unter-

-
- 8) Vgl. F. Schirmmacher: „Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten“. Auch eine Studie über den autoritären Charakter: Christa Wolfs Aufsätze, Reden und ihre jüngste Erzählung „Was bleibt“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2. 6. 1990.
- 9) Zitiert nach L. Kopelew: Für Christa Wolf. In: *die tageszeitung*, 14. 6. 1990.
- 10) V. Braun: Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität. In: ders.: *Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie*, Frankfurt 1988, S. 112.

drückern.¹¹⁾

Wer denkt da nicht an Karl Kraus' hinterhältigen Satz: „Das Wort ‚Familienbande‘ hat einen Beigeschmack von Wahrheit.“¹²⁾

Innerhalb dieser in den fünfziger und frühen sechziger Jahren in der Regel gut funktionierenden autoritär-sozialistischen Familienstruktur (man kann genauso gut von Feudalsozialismus sprechen) war der Literatur eine eindeutige Funktion zugedacht: nämlich den sozialistischen Offizialdiskurs mit ästhetischen Mitteln fortzuschreiben, auszuschnücken und für das Volk attraktiver zu machen, jedenfalls aber: zu bestätigen. Der Offizial- oder Leitdiskurs der SED, der die Folie auch für die Belletristik dieser Jahre abgibt, erfüllt alle Kriterien, die Michel Foucault in seiner Diskurstheorie für den Herrschaftsdiskurs benannt hat: Er ist ein Diskurs der Monosemie, der unbefragbaren Eindeutigkeit unterworfen, dem Wahrheitszwang, der mittels unmittelbarer Verbote oder Grenzziehungen das Unerwünschte für pathologisch bzw. für „Wahnsinn“ (als Gegensatz zur „Vernunft“ als Inbegriff von „Wahrheit“) erklärt.¹³⁾

Es würde sich lohnen (schon aus methodischen Gründen), die frühe DDR-Literatur gerade aus dieser Generation dar-

11) W. Biermann: Nur wer sich ändert, bleibt sich treu. In: *DIE ZEIT*, 24. 8. 1990.

12) K. Kraus: Aphorismen. In: ders.: Schriften. Hg. von C. Wagenknecht. Frankfurt 1986, Bd. 8, S. 67

13) Vgl. M. Foucault: Die Ordnung des Diskurses. München 1974, S. 48 und passim. Vgl. weiterhin P. V. Zima: Der Mythos der Monosemie. Parteilichkeit und künstlerischer Standpunkt. In: H.-J. Schmitt (Hg.): Einführung in Theorie, Geschichte und Funktion der DDR-Literatur. Stuttgart 1975, S. 77-107.

aufhin zu untersuchen – lexikologisch, semantisch, auf ganze Texte bezogen –, wie sie den Diskursregeln des Leitdiskurses – aus der skizzierten Selbstbindung heraus – folgt, sie affirmiert und damit als Literatur zu Makulatur wird. Hierher rechne ich nicht nur die leidigen Betriebsromane oder die Traktorenlyrik, sondern auch frühe Lyrikbände Georg Maurers und Franz Fühmanns oder Christa Wolfs und Günter de Bruyns Prosa-Erstlinge *Moskauer Novelle* und *Der Hohlweg*. Hier handelt es sich in summa um simplizistische Bestätigungsliteratur, die ihre didaktische, „sozialaktivistische Aufgabe“ (ein Wort von Uwe Johnson¹⁴) über alles stellt und ästhetisch altmodisch, provinziell bleibt.

Freilich wächst der DDR-Literatur durch den direkten gesellschaftlichen Auftrag und die Ineinsetzung von Politik und Literatur schon in den fünfziger Jahren ein Nimbus zu, der den Literaten ein vorher nie gekanntes Bewußtsein ihrer Wichtigkeit bescherte, mit dem sie heute, wo dem nichts Wirkliches mehr entspricht, nicht zu Rande kommen. Wie weit die Akzeptanz, ja: Internalisierung des gesellschaftlichen Auftrags der Literatur reichte und bis nach der Wende 1989 verwurzelt blieb, zeigen zum Beispiel irritierend nostalgische Sätze von Rainer Kirsch, dem letzten Vorsitzenden des aufgelösten Schriftstellerverbandes der DDR: „Was jetzt wegfällt ist etwas anderes: Daß die Staatsführung einen merkwürdigen Respekt vor den Schriftstellern und Künstlern hatte. Nur deswegen hat sie gelegentlich verboten.“¹⁵ Kirschs

14) Uwe Johnson im Gespräch „Sie sprechen verschiedene Sprachen“. Schriftsteller diskutieren. In: *alternative* 7, Nr. 38/39 (Oktober 1964), S. 98.

15) R. Kirsch, zitiert nach schi. [d. i. F. Schirmmacher]: Ende. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. 11. 1990.

verklärende Rückschau auf 40 Jahre sozialistischer Kulturpolitik als Verbotspolitik markiert eine bemerkenswerte Kontinuität. Hatte doch schon Bertolt Brecht nach dem Verbot seiner (und Paul Dessaus) Oper *Das Verhör des Lukullus*, dem vielständige Gespräche mit Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck und diversen Ministern vorausgegangen waren, festgestellt: „Wo sonst in der Welt gibt es eine Regierung, die so viel Interesse und Fürsorge für ihre Künstler zeigt.“¹⁶ Man wird heute Brechts nur halbherzig ironisch gebrochene Ehrfurchtsbezeugung gegenüber dieser Art Fürsorglichkeit nicht teilen können, sondern zweierlei feststellen müssen: daß der „reale Sozialismus“ dem Feudalabsolutismus strukturell eng verwandt war, und daß allzu viele Künstler den autoritären Diskurs erfolgreich verinnerlicht hatten.

Gegendiskurs und Utopie

In seinem Werk *Die Ordnung der Dinge* hat Michel Foucault der (modernen) Literatur eine Sonderstellung unter den Diskursen eingeräumt. Moderne Literatur (Foucault nennt Nietzsche, Artaud, Bataille) unterscheidet sich von anderen Diskursen als repressiven Aussagesystemen, deren Funktion darin bestehe, eine bestimmte „Ordnung“ zu bestätigen, der sie ihre Kohärenz verdanken. Moderne Literatur sei nur bedingt dem rationalen Sprachgebrauch sowie dem Gebot der Kohärenz unterworfen und auf das Schema der Reprä-

16) B. Brecht, zitiert nach: J. Rühle: *Das gefesselte Theater*. Berlin 1957, S. 243. Vgl. zum ‚Umgang‘ mit Brechts/Dessaus Lukullus-Oper den Kommentar in der Großen Berliner und Frankfurter Brecht-Ausgabe. Bd. 6. Berlin und Frankfurt 1989, S. 413 f.

sensation reduzierbar. Sie zeichne sich durch radikale „Intransitivität“ aus, und in ihr offenbare sich die Sprache in ihrer „schroffen Existenz“. Damit sei sie, in der Angst, Utopie und Spiel einen Platz hätten, potentieller „Gegendiskurs“ zum Leitdiskurs einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung in einer bestimmten gesellschaftlichen Epoche.¹⁷⁾

Foucaults Hypothese läßt sich, so scheint mir, auf den Wandel des Verhältnisses von System „realer Sozialismus“ und Literatur in der DDR anwenden – mit Vorbehalten, die noch zu nennen sind. Wesentliche Teile der DDR-Literatur lösen sich (natürlich mit Vorläufern wie Huchel oder Johnson) seit Mitte/Ende der sechziger Jahre von der Funktion, den politischen Offizialdiskurs zu bestätigen und entwerfen Literatur als „Gegentext“, als Subversion des Leitdiskurses. Hierzu zähle ich Heiner Müllers Stücke, die Lyrik Erich Arendts, Günter Kunerts und mancher Autoren der „Sächsischen Dichterschule“ sowie Prosa von Fritz Rudolf Fries (*Der Weg nach Oobliadooh*) oder Christa Wolf (*Nachdenken über Christa T.*), später auch von Ulrich Plenzdorf (*Die neuen Leiden des jungen W.*), Volker Braun (*Unvollendete Geschichte*) und anderen. Die Literatur verwirft in Schritten oder Sprüngen, behutsam oder aggressiv, die Doktrin des „sozialistischen Realismus“ und entwickelt Schreibweisen, die den Foucaultschen Bestimmungen des Gegendiskurses nahekommen. In der Prosa können sich von der Norm radikal abweichende, ‚verrückte‘ Erzählhaltungen durchsetzen, die die Jahrzehnte vorher erreichten Standards der modernen Prosa (z.B. in puncto Autoreflexivität, Diskontinuität oder Fabellosigkeit) wieder erreichen, und Erzähl-

17) M. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt 1971, S. 365 f.

genres wie die phantastische Erzählung, die Grotteske oder die Warnutopie können sich bemerkbar machen, die noch bis Mitte der sechziger Jahre zum formalistisch-dekadenten ‚Unerbe‘ gezählt wurden. In vergleichbarer Weise verwerfen Heiner Müller und Volker Braun mit ihren Theater texts das klassizistische Erbe einer auf Totalität zielenden Fabel mit „rationaler Idee“ zugunsten einer Fragmentarisierung von Vorgängen, für die längst nicht mehr nur Brecht Pate steht. Vielleicht bewegt sich die Lyrik der DDR, zumal die der damals jungen Generation, am weitesten in Richtung eines vom Herrschaftsdiskurs abgekoppelten subversiven Gegen diskurses, indem die jungen Lyriker – Adolf Endler, Wolf Biermann, Sarah Kirsch, Karl Mickel, Volker Braun, Heinz Czechowski und andere – neue Sprech- und Schreibweisen erproben und im internen Dialog der „Sächsischen Dichterschule“ praktizieren, Sprechweisen der Intertextualität, der Rede Vielfalt, der Dialogizität, die dem monosemischen, affirmativen Sprachmilieu strikt zuwiderlaufen.¹⁸⁾ Literatur wird, so offenbart gerade dieses Genre, zum Medium radikaler Zivilisationskritik, indem sie die östlich-sozialistische Spielart einer menschenfeindlichen instrumentellen Vernunft ins Visier nimmt.¹⁹⁾

Warum aber verläßt die ernstzunehmende DDR-Literatur Offizialdiskurs und „Gesinnungsästhetik“²⁰⁾ (denn der war sie

18) Vgl. hierzu G.-J. Berendse: Die „Sächsische Dichterschule“. Lyrik in der DDR der sechziger und siebziger Jahre. Frankfurt/Bern/New York/Paris 1990.

19) Vgl. meinen Aufsatz: Von der „durchgearbeiteten Landschaft“ zur nature morte. Alte und neue Landschaftslyrik von Volker Braun, Wulf Kirsten und anderen. In: *literatur für leser*, Jg. 1990, H. 2, S. 69-83 (auch in diesem Band).

20) Vgl. U. Greiner: Die deutsche Gesinnungsästhetik, in: *DIE ZEIT*, 1.

tatsächlich, Johnson, Huchel, Arendt und wenige andere ausgenommen, bis in die sechziger Jahre hinein verpflichtet) und wird tendenziell zum Gegentext, wo doch die Gründungs-urkunde der DDR-Literatur – die Selbstbindung des Autor-subjekts an das antifaschistisch-sozialistische Staatsprogramm – fortbesteht? Der Grund ist der ständig zunehmende, krasser werdende und traumatische Züge annehmende Erfahrungsdruck, daß nämlich *Anspruch* (Ideologie) und *Wirklichkeit* (Praxis) des Sozialismus immer weiter auseinanderklaffen. Ich nenne stellvertretend Jahreszahlen wie 1956, 1961, 1968 oder 1976. Immer noch sind die Autoren mindestens an den antifaschistischen Diskurs als Wahrheitszwang, der das schlechthin Andere, Gute verkörpert, gebunden. Immer noch glauben sie in der DDR „in diesem besseren Land“ (Heinz Czechowski²¹⁾) zu leben, und das schließt übrigens bis Mitte der siebziger Jahre auch Günter Kunert, Reiner Kunze und Sarah Kirsch ein. Aber die Zweifel wachsen, führen zur Entfremdung vom System und schließlich zum Erschrecken, am Ende vor sich selbst. Die Selbstbindung ans System „realer Sozialismus“ wird löcherig, ambivalent. Sie wird von vielen wichtigen Autoren – Müller, Wolf, Morgner Braun, Mickel, Hein, Heym, Hermlin usw. – aber nie ganz

11. 1990. - Den Terminus „Gesinnungsliteratur“ hatte ich selbst schon vorher eingeführt, freilich historisch eingegrenzt auf die fünfziger und frühen sechziger Jahre, danach bei C. Wolf u. a. abgelöst von einer „Literatur der Sinnggebung, oder doch wenigstens: der Sinnsuche“. Vgl. meinen Artikel: Die Schrift der Freiheit. In: *LIBER. Europäische Kulturzeitschrift*, Jahr 2, Nr. 1 (Februar 1990), S. 9 (auch in diesem Band).

21) H. Czechowski: Brief. In: ders.: *Wasserfahrt*. Halle/S. 1967, S. 101. - Diese Schlußzeile von Czechowskis Gedicht hat der von A. Endler und K. Mickel herausgegebenen Anthologie (Halle/S. 1966) den Titel gegeben.

aufgegeben, was sich noch ein letztes Mal im Dichter-Aufruf *Für unser Land* vom November 1989 manifestiert.

Zwei folgenreiche Konsequenzen ziehen Autoren wie die Genannten aus den erfahrenen Zumutungen – und damit bereiten sie schon die erste Stufe des Melancholie-Status vor, nach dessen Genese ich frage: Die immer stärkere Stagnation und Deformation des „realen Sozialismus“ (und die Erkenntnis seiner verbrecherischen Vorgeschichte im Stalinismus) veranlaßt die Mehrzahl der Autoren nicht, den *Sozialismus schlechthin* fahren zu lassen. Sie bleiben – nach meinem Urteil: nicht nur aus taktischen Gründen, da man ja sonst nichts hätte bewirken können²² – im herrschenden Diskurs und seinen Regeln partiell befangen, paradoxerweise selbst dann noch, wenn sie ihn weitgehend negieren. Es ist gewissermaßen die letzte Rache der Instanzen der Repression, daß es ihnen für lange Zeit gelingt, auch ihren Gegnern noch die Spielregeln zu oktroyieren. Ein wirklicher Ausstieg aus diesem Wertesystem ist aus der Generation der vor 1930 Geborenen nur wenigen gelungen. Aber auch die Autoren der zehn Jahre jüngeren Volker-Braun-Generation, die nicht mehr zur vom schlechten Gewissen geplagten Verdrängungsgemeinschaft der Älteren gehörten, haben diesen Schritt vor 1989 nur in wenigen Fällen getan. Auch sie blieben im „Eisenwagen“ (das ist Volker Brauns Chiffre für den historisch hervorgetriebenen gewaltförmigen „realen Sozialismus“)²³ sitzen. Nein, die Schriftsteller beider Generationen

22) Diese These vertritt W. Müller in seinem ungedruckten Thesenpapier zur Funktion der DDR-Literatur vor und nach der „Wende“. Bremen 1990, S. 3.

23) Vgl. V. Braun: *Der Eisenwagen* [= 1. Teil von *Lenins Tod*]. In: ders.: *Stücke 2*. Berlin (DDR) 1989, S. 7-10.

gingen einen anderen Weg. Obwohl sie wußten, daß ihr Gott keiner mehr war, konservierten sie die „Epochenillusion“²⁴⁾ vom „wahren Sozialismus“, indem sie sein Bild in den Schreien der Utopie einschlossen: also dessen, das keinen Ort hat, aber doch sein soll. Je befleckter die Praxis, desto reiner die Utopie: nämlich die vom solidarischen Gemeinwesen, des großen Schritts „vom Ich zum Wir“, von dem noch Volker Brauns Gedicht *Das Eigentum* träumt: „Wann sag ich wieder *mein* und meine alle.“ Eben diese Abkapselung der Utopie ließ sie einerseits als Versprechen immer heller strahlen und entfernte sie andererseits immer weiter von den wirklichen Problemen und Verhältnissen. Sie wurde mehr denn je zur Metaerzählung, zum *grand recit* im Sinne Jean-François Lyotard mit verdeckt repressiven, totalitären Zügen. Wie der „reale Sozialismus“, spricht: die alltägliche Akzeptanz gewaltförmiger, autoritärer Strukturen, die Utopie selbst deformieren konnte, zeigt eine von Stephan Hermlin mitgeteilte Erfahrung des Erschreckens, die in seinem Prosatext *Abendlicht* von 1979 niedergelegt ist. Dort heißt es:

Unter den Sätzen [aus dem ‚Kommunistischen Manifest‘ von Marx und Engels, W.E.], die für mich seit langem selbstverständlich geworden waren, befand sich einer, der folgendermaßen lautete: ‚An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung aller die Bedingung für die freie Entwicklung eines jeden ist.‘ Ich weiß nicht, wann ich begonnen

24) Vgl. H. Domdey: Die DDR-Literatur als Literatur der Epochenillusion. Zur Literaturgeschichtsschreibung der DDR-Literatur. In: Die DDR im vierzigsten Jahr. Geschichte, Situation, Perspektiven. XXII. Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. 16. bis 19. Mai 1989. Köln 1989, S. 141 ff.

hatte, den Satz so zu lesen, wie er hier steht. Ich las ihn so, er lautete für mich so, weil er meinem damaligen Weltverständnis auf diese Weise entsprach. Wie groß war mein Erstaunen, ja mein Entsetzen, als ich nach vielen Jahren fand, daß der Satz in Wirklichkeit gerade das Gegenteil besagte: „[...] worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“²⁵⁾

Anders gesagt: Die Gewöhnung an autoritäre Strukturen und der gleichsam unbedingte Wille zu sozialistischen Verhältnissen schwächte das Sensorium für die elementaren Menschen- und Bürgerrechte und für gelebte Demokratie. Das Fatale noch an den höchst achtbaren, oft faszinierenden utopischen Konzepten der besten Autoren der DDR-Literatur wie Heiner Müller, Christa Wolf oder Volker Braun ist ihr schwacher „kultureller Bezug zur Freiheit“ (André Gorz) des und der einzelnen. Zu einem ähnlichen Befund kommt Horst Domdey, wenn er speziell Volker Braun vorwirft, die konkrete *volonté de tous* mit der abstrakten *volonté générale* zu verwechseln.²⁶⁾

Der Zusammenbruch des DDR-Modells „Literaturgesellschaft“

Die endgültige Desillusionierung über den „realen Sozialismus“ mit dem implosionsartigen Zusammenbruch der ganzen Zweiten Welt hat für die reformsozialistischen ehemaligen DDR-Autoren nicht nur ihre eingeschreinte Utopie fragwürdig

25) St. Hermlin: *Abendlicht*. Berlin 1979. S. 21.

26) H. Domdey (vgl. Anm. 3), S. 68.

gemacht — wie gesagt, manche von ihnen warfen sie umstandslos weg, andere befestigten sie stur, eine dritte Gruppe von Autoren übt sich im langsamen und gründlichen Nachdenken. Darüber hinaus sind die Autoren mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre eigene Autorfunktion umzubauen, und das fällt ihnen sichtlich schwer. Die DDR-Literaten hatten im Zuge ihrer affirmativen Selbstbindung an das System freiwillig-emphatisch die Rolle übernommen, Volkserzieher, Sozialpädagogen mit literarischen Mitteln zu sein — eine Funktion, die ihnen die Partei angetragen hatte. Daraus erklärt sich der didaktisch-autoritäre, ästhetisch volkstümliche (gleichsam vormoderne) Charakter des Gros der frühen DDR-Literatur. Seit Ende der sechziger Jahre kam der nun auch ästhetische Modernisierungsprozeß der DDR-Literatur in Gang (wovon kurz die Rede war), der jedoch seine Grenze fand in einer zumindest partiell noch aufrechterhaltenen erzieherischen Aufgabenstellung durch den Autor selbst — freilich: jetzt mit tendenziell gegenläufiger Stoßrichtung zu den affirmativen Anfängen. Mangels einer politisch-publizistischen Öffentlichkeit übernahm der Autor — bedeutsam, aber nicht ohne Selbstverherrlichung — die Rolle der Ersatzöffentlichkeit, des Aufklärers und Tabubrechers. Das ist eine alte und legitime Funktion der Literaten. Nur waren sich in diesem Fall die Autoren nicht genügend darüber im klaren, in welchem Ausmaß diese Rolle den repressiven, antiaufklärerischen Allgemeinverhältnissen geschuldet war. Folglich *glaubten* sie an diese ihre eminente politische Aufgabe. Man hat mit einigem Recht das bisherige vorbehaltlos Ernstgenommenwerden der Kunst in der DDR geradezu als ihr „Hauptprivileg“²⁷⁾ bezeichnet (d. h. vor den Privilegien, über Devisen zu verfügen, reisen zu können

usw.). Nun hat dieses Privileg zu bestehen aufgehört. Die Autoren haben ihre Mission, „Sprecher der vielen zum Schweigen Verurteilten zu sein“²⁹⁾, „Freiräume der Information, des Denkens, des Zu-sich-selbst-Findens“ anzubieten³⁰⁾, mit einem Schlag verloren. Die „Ersatzfunktion der Literatur“ ist, so hat Antonia Grunenberg erkannt, zu Ende, im Guten wie im Bösen.³¹⁾ Der Autor ist nur noch ein Autor, ja: ein „Mensch ohne Zugehörigkeit“³²⁾, wie 1985 Volker Braun abfällig im Blick auf den individualistischen Westler formuliert hat. Er muß, ob er will oder nicht, „der Erfinder seines eigenen Lebens sein.“³³⁾ Ohne Fesseln ist er, aber auch ohne Bindung, ohne Auftrag. Das ist, so merken viele DDR-Autoren jetzt, schwer zu ertragen – eine nicht geringe narzißtische Kränkung. Sie wird noch ärger, wenn die Autoren sich sagen lassen müssen, ihre Literatur hätte als „seelische Hilfe“ die Wirkung eines „innenpolitischen Beruhigungsmittels“ gehabt, die Leser im Ausharren bestärkt und damit die Repression verlängert³⁴⁾ – eine in der Tat

27) E. Beaucamp: Dissidenten, Hofkünstler, Malerfürsten. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. 8. 1990.

28) G. de Bruyn: Jubelschreie, Trauergesänge. In: *DIE ZEIT*, 6. 9. 1990.

29) G. Kunert: Fragen zur Zeit. Sozialismus und Intellektuelle in der DDR. Gespräch mit der Redaktion von Politische Studien, zitiert nach Antonia Grunenberg: Unordentliche Vermutungen zur Debatte über Macht und Ohnmacht der Schriftsteller in der DDR. In: *Kommune 8* (1990), H. 9, S. 64.

30) A. Grunenberg, ebd.

31) Vgl. V. Braun: Der Mensch ohne Zugehörigkeit. In: ders.: Verheerende Folgen (vgl. Anm. 10), S. 59.

32) Ebd., S. 62.

33) Vgl. W. Fuld: Kleinere Brötchen. Walter Jens, gegen sich selbst verteidigt. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 20. 7. 1990 und Meister des Verlusts. Auf dem Erlanger Poetenfestival: hat die DDR-Literatur versagt? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. 8. 1990.

schwerwiegende, ich denke: im Kern falsche Insinuation.

Christa Wolf hat in ihrer Hildesheimer Rede vom 31. Januar 1990 gesagt, sie empfinde die „Entlassung aus einer Dauer-Überforderung“ – eben ständig Ersatzöffentlichkeit zu sein – als Erleichterung.³⁴ Man will es ihr gern glauben – doch bedeuten Buchhandlungen in den neuen Bundesländern, die kaum noch DDR-Literatur anbieten, oder Theater, die nur noch zu einem Viertel gefüllt sind, nicht eine Unterforderung, die kränken muß? So befestigt sich der *status melancholicus* der DDR-Autoren vorerst einmal. Er hat ja einen großen Teil der DDR-Literatur schon vor der Wende geprägt (man denke an fast alle jüngeren Texte von Christa Wolf, an Müllers *Hamletmaschine*, an Brauns Bodenlosen Satz, an Heins Prosa oder Bruyns Neue Herrlichkeit). Doch war diese Melancholie aus der Erfahrung der „gestockten Widersprüche“³⁵ (Franz Fühmann), aus der Zumutung, „aus der bewegten Zeit in eine stehende zu fallen“³⁶ (Volker Braun) gezeugt, so ist die neue Melancholie eine andere: Die Dichter müssen erkennen, daß sich viel bewegt hat in wenigen Monaten, doch an ihnen und an ihren Träumen vorbei. Ihre sozialistische Utopie in ihrer eingekapselten, erstarrten Form ist nicht gefragt. Sie ist als Illusion der Epoche vom Sockel geholt. Oder in den Worten von Helga Königsdorf:

Die Besten von uns arbeiteten an korrigierten Entwürfen, als es dafür längst zu spät war. Sie wähten sich avantgardistisch und waren in Wirklichkeit die neuen Dogmatiker.³⁷

34) C. Wolf: Zwischenrede. In: dies.: Im Dialog. Aktuelle Texte. Frankfurt 1990, S. 161.

35) F. Fühmann: Saiäns-Fiktschen. Rostock 1981, S. 7.

36) V. Braun: Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität (vgl. Anm. 10), S. 117.

37) H. Königsdorf: Bitteres Erwachen. Zwischenbilanz zur Lage in der

In der Tat war die utopisch-kritische Literatur vor 1976 die Speerspitze der Opposition, und manchmal die einzige Opposition überhaupt. Danach, zumal in den späten achtziger Jahren, verlor sie diese privilegierte Rolle an eine authentische *politische* Opposition, die der Literatur nicht mehr unbedingt bedurfte und deren Signalwort nicht mehr „Sozialismus“, sondern „Demokratie“ hieß („Demokratischer Aufbruch“, „Demokratie jetzt“ usw.).

Was die melancholischen DDR-Dichter opfern mußten, wären, wie Hans Magnus Enzensberger treffend gesagt hat, „zuerst die fatalsten Momente des utopischen Denkens: der projektive Größenwahn, der Anspruch auf Totalität, Endgültigkeit und Neuheit“.³⁸⁾ Sie mußten lernen, von ihrem „autoritären Universalismus“ zu lassen und ein stärkeres Sensorium für das „genuin moderne Problem einer unaufhebbaren Pluralität“ entwickeln, durch die das gut gemeinte, aber praktisch fatale Gleichheitstheorem falsifiziert ist.³⁹⁾ Das mußte beileibe nicht heißen, daß sie sich zu wünschen und zu träumen verbieten sollten, auch nicht von menschlicher und gerechter eingerichteten Gesellschaften. Nur: Eingedenk der Erkenntnis, daß „im Namen von Utopien die schlimmsten Terrorstrukturen entstanden sind“ (Heiner Müller)⁴⁰⁾, sollte es kein Zurück mehr zu den Metaerzählungen, den totalitären Systemutopien der letzten 100 Jahre geben.

DDR. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 4. 1. 1990.

38) H. M. Enzensberger: Gangarten. Nachtrag zur Utopie. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19. 5. 1990.

39) H. Dubiel (vgl. Anm. 2), S. 488.

40) H. Müller: Eine Tragödie der Dummheit. Gespräch mit René Ammann. In: *Freitag*, 16. 11. 1990.

Was bleibt?

Was bleibt nach alledem, nach 40 Jahren Literatur im „Resozismus“⁴¹⁾, wie Hans Magnus Enzensberger ihn schon vor Jahren so treffend beschrieben hat? Die Antwort läßt sich vielleicht in drei Punkten umreißen.

Was bleibt, ist ein *Lehrstück* von dauerhaftem Wert über die Möglichkeiten und das Scheitern, die Irrungen und Wirrungen, die Verheißungen und die Versuchungen intellektueller und künstlerischer Arbeit in einer Diktatur. Diese Versuchungen waren in der DDR deshalb lange so faszinierend, weil es sich um ein System handelte, das — anders als der Nationalsozialismus — zumindest auf dem Papier und legitimiert durch 100 Jahre Arbeiterbewegung, antinazistischen Widerstand und Exil, eine bessere und gerechtere Gesellschaft für *alle* Erniedrigten und Beleidigten und Geknechteten forderte — ohne rassistische oder sonstige Einschränkungen. Ein Schuft, der darüber erst einmal Schlechtes denkt. Umso schlimmer war die Erkenntnis für die Akteure und *fellow travellers* des Sowjetkommunismus, daß die Wahrheit des *realen* Sozialismus eine ganz andere war; daß sie Terror und Repression aller Art nicht nur einschloß, sondern daß dies seine Grundlagen waren. Nun sind, mit Brecht zu sprechen, „die Irrtümer verbraucht“, den Verirrten scheint „als letzter Gesellschafter [...] das Nichts“ gegenüberzusitzen.⁴²⁾ Nicht nur die *Gesinnungsliteratur* ist

41) Vgl. H. M. Enzensberger: Das höchste Stadium der Unterentwicklung. Eine Hypothese über den Real Existierenden Sozialismus. In: ders.: Politische Brosamen. Frankfurt 1982, S. 99.

42) B. Brecht: Der Nachgeborene. In: ders.: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 8. Frankfurt 1967, S. 99.

gescheitert, sondern auch die der *Sinngebung* – die schöne Zeit der utopischen Entwürfe aus den sechziger und siebziger Jahren.⁴³ Die Autoren müssen erkennen, daß es ein *voraussetzendes gemeinsames Drittes* zwischen Autor und Leser, wie es die sozialistische Utopie als geglaubte und alle verbindende Wahrheit war, so nicht mehr gibt. Nachdem, zuzeiten der Literatur als Ersatzöffentlichkeit, Kunst und Volk so nahe beieinander gelagert haben, scheint nun wieder Arno Schmidts ernüchternde Einsicht zu gelten: „Denn das Volk kennt Kunst nur in Verbindung mit -dünger und -honig.“⁴⁴ Zu hoffen ist, daß die betroffenen Autoren nicht in ihrer galleschwarzen Melancholie, in ihrer Selbstblockade (aus Sorge, Verräter und Überläufer zu werden und ihre Identität voll ständig zu verlieren)⁴⁵ verharren und es lernen, *ohne* Mission und *ohne* Gratis-Publikum zu schreiben. Eine erneute Einkapselung in der Familie der unverdrossen Gleichgesinnten wäre der falsche Weg, die offene Gesellschaft ist unvermeidlich. Die Anerkennung dieser Prämissen einer „bürgerlichen Gesellschaft“ im emphatischen Sinne eben (der Bürger- und Menschenrechte), die für viele Oppositionelle in den anderen Ostblockländern, außer der DDR, längst selbstverständlich war⁴⁶, müßte überhaupt nicht zur Preisgabe der Vorstellung einer *littérature engagée* führen (wie z.B. Günter Kunert behauptet hat⁴⁷). Freilich könnte dieses

43) Vgl. dazu meinen Aufsatz: Die Schrift der Freiheit (vgl. Anm. 20).

44) A. Schmidt: *Brand's Haide*. Frankfurt 1985, S. 43.

45) Vgl. dazu H. Domdey/M. Rohrwasser: Stalinismus und die Ausklammerung der Renegatenliteratur. Thesen. In: *TEXT + KRITIK*, 1990, H. 108, S. 68-75.

46) Vgl. dazu T. G. Ash: Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990. München 1990.

47) Vgl. G. Kunert: Der Sturz vom Sockel. Zum Streit der deutschen

Engagement, die *sympatheia* des Schriftstellers nicht mehr in einer totalisierenden Utopie und schon gar nicht in einem Parteiauftrag verankert sein. Sie müßte jedesmal wieder individuell neu erobert werden.

Und ein zweites wird bleiben. Das sind nicht wenige *literarische Texte* aus mehr als 40 Jahren. Viel DDR-Literatur wird aber auch vergehen, und mit ihr viele der Reden, offenen Briefe, Interviews und andere „Gesammelte Irrtümer“⁴⁸, in denen die Autoren sich pur politisch haben vernehmen lassen – Literatur, die nur der geborgten Funktion gehorchte, Ersatzöffentlichkeit in einem autoritären System herzustellen. Das gilt, begründet in Gattungseigentümlichkeiten, besonders für die Prosa, viel weniger für die von Haus aus eher ‚nutzlose‘, zweckfreie Lyrik, den vielleicht kostbarsten Schatz der DDR-Literatur. Bleiben werden Texte, die, konzeptionell und sprachlich, über den bloßen Anlaß DDR und seine offene oder camouflierte (allegorische) Kritik hinausreichen; die vom einzelnen und seinen Nöten sprechen, statt abstrakte Verlautbarungen über den wünschbaren Sozialismus zu enthalten.

Und ein Drittes wird bleiben: der Impuls einer *alternativen literarischen Kultur* der Jungen, nach 1950 Geborenen, die nicht erst mühsam aus dem „Eisenwagen“ des Resozismus auszusteigen brauchten, weil sie in ihn gar nicht eingestiegen waren. Sie haben für sich ein eigenes Reich alternativer Lebensformen und künstlerischer Produktivität entworfen, das es ihnen leicht gemacht hat, sich schon lange vor der Wende 1989 vom System abzukoppeln. Sie, die den Sozialismus nur

Autoren. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 3. 9. 1990.

48) Vgl. H. Müllers Sammlung mit Interviews und Gesprächen, die diesen selbstironischen Titel trägt (Frankfurt 1986).

als „deformierte Realität“ und nicht mehr als „Hoffnung auf das Andere“ kennengelernt haben“, standen schon lange abseits und waren „nicht zu brauchen“, wie es bei Uwe Kolbe so schön heißt.⁵⁰ Die experimentellen Texte dieser „jungen Wilden“, in minimalen Auflagen in Samisdatzeitschriften vervielfältigt, haben einen entscheidenden Beitrag zur Zersetzung und Verballhornung des ideologischen Sprachmaterials geleistet. Diesen Autoren sind vielleicht noch nicht die ganz großen Werke gelungen, aber ihr bleibendes Verdienst ist der Ausbruch aus der Selbstfesselung an das System, von der sich die Autoren der vorhergehenden Generationen nie ganz hatten frei machen können.⁵¹

49) H. Müller: Wie es bleibt, ist es nicht. Zu Thomas Braschs „Kargo“. In: ders.: Rotwelsch. Berlin 1982, S. 154.

50) U. Kolbe: Ein Brief an Lothar Walsdorf. In: ders.: Abschiede und andere Liebesgedichte. Berlin (DDR) 1981, S. 91.

51) Vgl. dazu H. L. Arnold (Hg.) in Zusammenarbeit mit G. Wolf: Die andere Sprache. Neue DDR-Literatur der 80er Jahre, TEXT + KRITIK. Sonderband. München 1990.